

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 3 (1909)
Heft: 6

Artikel: Was wir von der Kirche verlangen
Autor: Sutermeister, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-132019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Was wir von der Kirche verlangen.

Zwei Vorwürfe werden uns von unseren Gegnern gemacht: Daß wir es mit der Kirche schlecht meinen und daß wir das Christentum veräußerlichen, verflachen und so „wie Petrus den Herrn verleugnen.“

Dem gegenüber spreche ich es, gewiß in unser aller Namen, aus, daß wir eine wahre Sehnsucht haben, daß unsere Kirche ihre Aufgabe in unserer Welt so tue, daß der Herr, in dessen Namen sie arbeitet, mit ihr zufrieden sein kann. Wir fordern von der Kirche, daß ihre Arbeit eine ausschließlich religiöse und sittliche sei, auch da, wo sie sozial arbeitet. Wer es anders sagt, der versteht uns nicht oder will uns nicht verstehen. Und als Waffe und Werkzeug soll die Kirche nichts anderes haben als das Wort. Damit soll sie den Menschen auch unserer Zeit helfen vom Uebel los und zu allem Guten froh und tüchtig zu werden. Und wir gehen für solche Arbeit nicht von der Peripherie, sondern vom Zentrum, vom Evangelium aus, und zwar fordern wir, daß die Kirche unserer Zeit das unverkürzte Evangelium predige.

Dieses fordert und ermöglicht die Erlösung des Einzelnen von den Mächten dieser Welt und seine Erziehung zu einem freien Kind Gottes. Die Kirche soll alles tun, was ihr zu solcher Aufgabe helfen und alles vermeiden, was sie an ihr hindern kann.

Aber gerade, wenn wir uns mit Gewissenhaftigkeit an diese Arbeit machen, stoßen wir auf die große Not unserer Kirche. Sie gerät in die größte Not, in die ein arbeitsfreudiger Mensch geraten kann: In die peinliche Lage der Arbeitslosigkeit. Gewiß, wir Pfarrer arbeiten viel; wir predigen, unterweisen, taufen, konfirmieren, trauen, beerdigen, besorgen Armengeschäfte, besuchen Kranke u. s. w. Aber wie viel von dieser Arbeit ist Arbeit im wahren Sinn, wirklich religiöses, menschen- und welterneuendes Wirken? Ist es nur ein Wortwitz, daß wir oft mehr Mehl- als Seelsorger seien? Und wie steht es damit, was wir als das Beste an unserer Arbeit ansehen, mit der Predigt, dem Konfirmandenunterricht und der persönlichen Seelsorge? Darauf

sollen zwei unserer Gegner antworten. Der eine erwähnt die Erfahrungen eines Bibelfolporteurs in einer unserer Städte, daß ein gewaltiges Allubium von Menschen in solcher Stadt seien, die in keiner Weise religiös beeinflusst werden; und der andere sagt wörtlich: „Es ist ein Jammer, wie unsere Konfirmierten haufenweise die Verpflichtungen vergessen, zu denen wir sie durch den christlichen Jugendunterricht glaubten erziehen zu können.“ Und wie entsetzlich dünn ist die Schicht, die durch unsere Predigt berührt wird. Während die protestantische Bevölkerung in der Schweiz seit Jahrzehnten in steter Zunahme begriffen ist, nimmt der Kirchenbesuch durchschnittlich jedenfalls nicht zu. Man darf sich nicht damit beruhigen, daß es eine Religiosität auch ohne Kirchlichkeit gibt. Für die große Menge ist beides noch identisch. Was uns aber am meisten bewegen muß: Diejenigen Schichten unserer Bevölkerung, die unseres Rates, unserer Hilfe, unseres Zuspruchs am meisten bedürften, stehen der Kirche apathisch, gleichgültig, ja feindselig gegenüber. An ihnen hat auch die Innere Mission sich vergebens müde gearbeitet. Es ist steriler Boden. Die Stimmung in diesem Volk, das im Dunkeln sitzt, zeigt blitzartig ein Wort aus der Selbstbiographie des Erd- und Fabrikarbeiters Fischer, eines religiös und nicht sozialistisch gesinnten Mannes. Er schildert, wie er in einer Epoche seines Lebens in große innere Not geraten sei und sagt, es sei soweit mit ihm gekommen, daß er einmal drauf und dran gewesen, die Dummheit zu begehen, sich an den Pastor zu wenden. — Daß die Arbeiterbewegung in unsern Ländern sich zur Kirche gleichgültig, ablehnend oder feindlich verhält, wissen wir alle.

Ich verstehe nicht, wie diese Nöte einem Menschen, dem die Kirche noch etwas ist, nicht auf der Seele brennen. Wer nur das Gleichnis vom Sauerteig durchliest und durchdenkt, den muß eine Unruhe packen, die ihn nicht wieder losläßt, etwas von den großen Schmerzen und der Traurigkeit ohne Unterlaß, die Paulus empfand, wenn er an sein Volk dachte, das Gott nicht kannte. Im Lichte dieser großen Not kommen mir die kirchlichen Parteistreitigkeiten unendlich erbärmlich vor.

Der Eifer für die Aufgabe der Kirche in unserer Kulturwelt und die brennende Empfindung der religiösen und sittlichen Armut der Massen sollte wie ein gewaltiges Feuer uns alle von allen unreinen Empfindungen und Leidenschaften reinigen und uns zum gemeinsamen Wirken vereinigen.

Was unserer Kirche not tut, ist eine Verinnerlichung, eine Konzentration auf das unverkürzte Evangelium und ein Bußetun, d. h. eine Besinnung auf ihre Mängel. Für Männer, wie Kierkegaard, Lagarde und Rutter müssen wir Gott danken. Vor kurzem sagte mir ein Bauer meiner Gemeinde, es scheine ihm, die Lehrer und die Pfarrer müßten es besonders schwer haben, die Empfindlichkeit zu überwinden. Das gilt auch von vielen andern Kirchenleuten. Von diesem niedrigen Gefühl müssen wir frei werden. Wir müssen sachlich

denken und empfinden. Ein Christ muß eine Wahrheit mit Dank annehmen, auch wenn sie sein Selbstbewußtsein noch so schwer verletzt und wenn sie ihm vom ehrlosesten Menschen gesagt würde. Diese großmütige und zugleich demütige Gesinnung tut uns, scheint mir, besonders not.

Aber wie soll es anders werden? Von Vielen wird Großes von einer neuen Wirkung des Geistes Gottes auf die Menschheit gehofft; auch wir hoffen und erwarten von Gott Großes. Das darf uns aber nicht davon dispensieren, unsern eigenen Geist anzustrengen. Es gilt, immer wieder unsere Evangelisationsverkündigung zu revidieren — das ist ja das Recht, die Pflicht und die Ehre der evangelischen Kirche, daß sie das kann. Da sind es zwei Wahrheiten, die noch lange nicht durchgearbeitet und auf diese Welt angewandt sind. Sie sollen hier nur angedeutet werden. Es ist die Forderung der Bruderliebe und die gewaltige Verheißung des Reiches Gottes auf Erden. Daß unsere gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu einem großen Teil ein Hohn sind auf die Bruderliebe, das muß von der Kirche immer wieder mit brennender Scham empfunden und mit heiligem Eifer ausgesprochen werden; und die Bruderliebe in die einzelnen Verhältnisse und Beziehungen der Menschen zu einander hineinzuarbeiten muß ihre Aufgabe sein. Dann das Reich Gottes auf Erden. Ich weiß sehr wohl, wie vom theologischen Standpunkt aus darüber geurteilt werden kann. Aber schon die drei ersten Bitten im Unser Vater geben uns das Recht, die Beschränkung des Christentums auf den inwendigen Menschen und auf die jenseitige Welt als eine unerträgliche Verkürzung des Evangeliums abzuweisen. Diese willkürliche, ungehorsame und oft genug feige Verkürzung hat der Kirche hauptsächlich das furchtbare Mißtrauen der Masse zugezogen. Der größte Teil jener Masse waren einmal unsere Konfirmanden und haben von uns jene Bitten verstehen gelernt und nun erleben sie es im Leben draußen, daß die Kirche zu den ärgsten Zuständen und Taten, durch die Gottes Name verunehrt, Gottes Reich zurückgehalten und Gottes Wille mit Füßen getreten wird, schweigt.

Es ist doch klar: Ein Glaube, der nicht wirklich die Welt überwindet, d. h. alles Faule, Ungefunde, Verkehrte, Sündige beseitigt oder doch wenigstens bekämpft, muß allen Kredit verlieren und in unserer pietätlos-realistischen Zeit ganz besonders. Die Kirche muß das lebendige Gewissen im Volkskörper sein, das Alles, Geseze, Einrichtungen, Verhältnisse, alle Beziehungen der Menschen untereinander vom Evangelium der Bruderliebe und der Gerechtigkeit aus beurteilt. Daß wir nicht zu einer neuen Theokratie kommen, dafür ist durch die freiheitliche Entwicklung unseres Volkes gesorgt. Um so freier, offener und rücksichtsloser darf unsere Rede sein. Denn während alle anderen Korporationen durch ihre Interessen gebunden sind und eigene Vorteile erstreben, ist die Kirche allein freie Hüterin und Förderin der höchsten Interessen — sie tritt ein für den unendlichen Wert der einzelnen Seele

und für das ewige Gesetz, daß Gerechtigkeit allein ein Volk erhöht. Unsere Synoden sollten Parlamente sein, in denen die sittliche und religiöse Not des Volkes zur Sprache kommt und von denen aus die öffentliche Meinung zu Gunsten der Benachteiligten, Verkürzten, Unterdrückten beeinflusst wird; dann erst hätte es einen Sinn, daß die Sitzungen unserer Synoden mit Gottesdienst und Gebet eröffnet werden. Es dürfte kein Streikgesetz, das den Charakter eines Ausnahmegesetzes gegen die Arbeiter hat, erlassen werden, es dürften nicht viele Millionen für Militärausgaben beschlossen und dringende Versicherungsvorlagen gleichzeitig wegen Geldmangels zurückgelegt werden, ohne daß die Kirche ein Veto einlegte. Daß sie solches nicht tut, daß sie zu Glücksspielen, Theater- und Kirchenlotterien, zu den gräulichen Steueruntererschlagungen der Reichen, zum ganzen Götzendienst des Eigentums, zu den hohen Dividenden mancher Aktiengesellschaften bei gleichzeitiger Entlassung von Arbeitern, zur Aussperrung von Arbeitern, die von dem verfassungsmäßigen Recht der Vereinsfreiheit Gebrauch machen, zu der Ueberschwemmung unseres Volkes mit „Dividendenjauche“, wie Lagarde das Bier nennt, zum Vertrieb der Schmutzliteratur durch die von Bundesbehörden privilegierten Bahnhofsbuchhändler und zu andern bösen Dingen schweigt, läßt sie als ein dummgewordenes Salz erscheinen, das deshalb zertreten werden darf. Es geschieht ihr das ärgste, was ihr geschehen kann: Sie wird nicht mehr ernst genommen.

* * *

Um ihre Aufgabe im Großen und im Einzelnen, auf dem sozialen Gebiet und in der Seelsorge recht zu tun, bedarf die Kirche einer möglichst genauen und gründlichen Kenntnis des wirklichen Lebens. Gerade auch für die persönliche Seelsorge. Nur so kann der Wahn, daß frommes Leben auf jeder Stufe der Lebenshaltung und unter allen Verhältnissen möglich sei, zerstört werden; denn ein Wahn ist diese Behauptung, wenn sie als allgemein gültiges Gesetz aufgestellt wird. Es verhält sich damit, wie mit dem Emporkommen der Arbeiter, mit der Behauptung, daß es jedem Arbeiter bei Sparsamkeit und persönlicher Tüchtigkeit möglich sei in eine höhere Stellung zu kommen. Dadurch, daß es einigen wenigen Arbeitern durch besondere Umstände möglich war, und daß von diesen Wenigen überall erzählt wurde, kam die Meinung auf, es sei jedem möglich. So ist dadurch, daß es einzelnen heldenhaften Männern und Frauen möglich ist, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen gut, rein und fromm zu sein, und daß von diesen verhältnismäßig Wenigen in allen Sonntagsblättern und in vielen Predigten ein großes Wesen gemacht wird, die oberflächliche Meinung aufgekommen, religiöses Leben sei überall und unter allen Umständen möglich. Die Kenntnis des wirklichen Lebens zerstört diesen Wahn. Man möge hierin von den Erfahrungen der Innern Mission lernen. Wenn es einem Reim gelingt, durch die ihm innewohnende Kraft den auf ihm lastenden Stein zu heben und zur Seite zu

schieben, so sind dafür tausend andere, die durch die Steine erdrückt werden und verkümmern. Den Zusammenhang und den Einfluß der Arbeitszeit und Arbeitsart, der Wohnungsverhältnisse, der Lohnverhältnisse, der Abhängigkeit vom Arbeitgeber, der Frauen- und Kinderarbeit auf die Sittlichkeit im weitem und engern Sinn, auf das Familienleben, auf die Religiosität, zu erfassen, in diese Zusammenhänge sich hineinzuleben, hineinzudenken, hineinzuempfinden, das wird für die Volkskirche der Zukunft die wichtigste Aufgabe sein und sie wird je länger je mehr zu der Erkenntnis kommen, daß da viele Steine zu heben sind, die nicht Gott, nicht irgend ein Verhängnis, sondern die Sünde der Menschen auf die Seelen der Massen gelegt haben, und sie wird diese Aufgabe als eine von Gott ihr aufgetragene ansehen müssen, wenn sie ihre Pflicht tun will. Wenn das Volk erkennt und spürt, daß seine Pfarrer in den sozialen Nöten leben, sie mittragen und, wenigstens innerlich, unter ihnen mitleiden, dann wird es wieder Zutrauen zu diesen, seinen Führern, bekommen und auf sie hören, auch wenn sie von andern, als sozialen Dingen zu ihm reden. Und in der Hebung jener schweren Steine wird die oft angerufene und wirklich unentbehrliche Kleinarbeit der Kirche ein großes und dankbares Arbeitsfeld haben. Hier ist jeder kleine Fortschritt wichtig und wertvoll. Hier vor allem muß sich „kirchliche Liebestätigkeit“, die nicht nur Wunden verbinden, sondern dem Uebel wehren will, betätigen. Voraussichtlich wird in den kommenden Jahrzehnten besonders die einzelne Gemeinde das Feld sozialer Arbeit sein (soziale Gemeindepolitik). Hier muß der Pfarrer begeisterter und nüchterner Arbeiter, vielleicht auch Führer sein. Dazu wird er aber einer ganz anders praktischen Vorbildung bedürfen, als er sie bis dahin von der Universität gebracht hat.

*

*

*

Die Kirche wird, je gründlicher sie den Zusammenhang des wirtschaftlichen und des religiös-sittlichen Lebens kennen lernt, zur Erkenntnis von der unheilvollen Macht der Selbstsucht in Form des Mammonismus kommen. Wenn sich von geistigen Mißständen Karten zeichnen ließen, wie von endemischen Krankheiten, so würde sich zeigen, daß in den oberen und untern Schichten die größte religiöse und sittliche Armut sich da findet, wo der moderne Kapitalismus einerseits den Gelderwerb zum Selbstzweck macht (dahin gehört auch die Bodenspekulation) und andererseits die Massen nötigt, alle Geistes- und Körperkräfte auf den Gelderwerb zum täglichen Unterhalt einzuspannen. Diesen für die Religiosität tödlichen Einfluß der modernen Geldwirtschaft erleben wir sogar in rein ländlichen Gemeinden. Immer wieder bestätigt sich das uralte Gesetz, das Jesus mit wunderbarem Scharfblick aufgestellt hat: Daß Gottesdienst und Mammondienst einander ausschließen. Wenn Hiltz in unserer Zeit eine Zunahme des religiösen Interesses zu bemerken glaubt, so beschränkt sich dieses fast ausschließlich

auf die Stände, die feste Besoldung und viel freie Zeit haben, zu denen auch er gehört.

Wir haben also guten Grund als Kirche, gegen den Kapitalismus in vielen seiner Gestalten Front zu machen. Es mag dabei die Frage, ob der Kapitalismus seine weltgeschichtliche Mission schon erfüllt oder ob er sie noch eine kürzere oder längere Zeit auszuüben habe, offen bleiben; sicher ist, daß der Kapitalismus in den Ausartungen, die er heute zeigt, bekämpft werden muß. Von diesem Kampf darf sich keiner mit der Ausrede, der Kapitalismus als solcher habe noch große Aufgaben zu vollbringen, dispensieren. Seine Sünden in der Gegenwart sind zu offenbar.

Und nun finden wir eine gewaltige Bewegung in diesem Kampf begriffen: den Sozialismus in seiner Vielgestaltigkeit, vom Revisionismus bis zum Maryschen Radikalismus. Wie sollen wir uns zu ihm stellen? Jedenfalls nicht wie unsere religiös-kirchlichen Blätter, in denen Angst und Zorn sehr unerbaulich variieren. Die Kirche muß auch zu dieser Bewegung die religiöse Stellung finden. Nur so kann sie von uns gerecht beurteilt werden. Sie kann nur vom wirtschaftlichen Standpunkt aus nicht richtig beurteilt werden, denn die soziale Bewegung hat nicht nur einen Leib, sie hat auch eine Seele.

Für Christen ist es selbstverständlich, daß sie ihre Orientierung für die Beurteilung des Sozialismus an Christus finden. Wer es unter uns anders tut, der ist einfach unter dem Bann irgend einer Welt-, nicht Glaubensanschauung oder — was das gewöhnliche — seiner Tageszeitung. Nun bieten sich einer solchen Orientierung Schwierigkeiten dar. Jesus hat kein soziales Programm aufgestellt. Ich möchte auch nicht zu viel geben auf seine Polemik gegen die Reichen, sie sagt uns für unsere Stellung zum Kapitalismus wenig, weil Jesus nur den einzelnen Reichen kannte, nicht die enorme Reichtumsentwicklung als System im modernen Kapitalismus. Jesus lebte im despotischen römischen Weltreich, nicht in einem Gemeinwesen, das den Einzelnen zur Mitarbeit verpflichtet; Jesus erwartete das Reich Gottes in naher Zukunft. All das verbietet uns glücklicherweise, aus dem Evangelium ein sozialistisches oder anderes nationalökonomisches System zu destillieren.

Glücklicherweise, weil wir ihm die Art und Weise, die Gesinnung, mit der er sich zum Weltlauf, zu den Menschen stellte, in Freiheit nacherleben sollen. Das sei noch mit wenigen Worten angedeutet.

Da ist zunächst sein Glaube an Gottes Weltregierung im Ganzen und Einzelnen. Das ist etwas viel größeres als was man gewöhnlich Vorsehungsglauben nennt. Jesus sah, daß Gott wirklich die Welt regiert, den Menschen einen gewissen Spielraum läßt, aber die Leitung und Vollendung der Welt ihm vorbehält. „Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl.“ Und alles ist im Werden, im Vorwärtsdrängen. Wie lächerlich ist der Versuch, Gott an eine gegenwärtige Gesellschafts- oder Wirtschaftsordnung binden zu wollen. Auf den Absolutismus

und Feudalismus folgte der Liberalismus und Kapitalismus, diesem wird der Sozialismus folgen und dann kommt vielleicht wieder eine andere Art des menschlichen Zusammenlebens. Durch jede Form sagt Gott der Menschheit etwas, das sie nie vergessen wird. Durch die erstgenannte Form, wie uns Carlyle und Lagarde lehren, das Recht und die Pflicht der geistig und materiell Bevorzugten, die andern mit Liebe und Weisheit zu leiten. Der Liberalismus prägte uns die Rechte und die Unabhängigkeit der einzelnen Persönlichkeit ein, der Sozialismus ist darin sein gelehriger Schüler, daß er solche Rechte und Freiheit für alle fordert. Der Kapitalismus hat uns in ungeahnter Weise geoffenbart, was der Mensch, den Gott bestimmt hat, daß er sich die Erde untertan mache, als Einzelner und wenn er sich mit andern vereinigt, vermag. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; deshalb fordert der Sozialismus, daß, was vereinte Menschenkraft leistet, so zum Gemeingut werde, daß das Wort sich erfüllt: „Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten.“ Wo ist da Gottlosigkeit? Wie ruhig muß die Diskussion über diese Dinge werden, wenn man sie im Glauben ansieht.

Was wir weiter von Jesus lernen müssen, ist seine Liebe zu den Brüdern. Dazu gehört z. B. seine großartige Freiheit gegenüber Vorurteilen und Schlagwörtern. Daß man über die Zöllner und Sünder schalt, hinderte ihn nicht, ihr Geselle zu sein. Auch die wirkliche Rohheit des niederen Volkes konnte ihn nicht abhalten, bei ihnen ein- und auszugehen, alle guten Kräfte in ihnen zu wecken, ihr Verteidiger zu sein und ihnen rückhaltlos in allem Recht zu geben, worin sie Recht hatten. Ist es nötig, die Anwendung auf die Gegenwart zu machen? Wer verstehen will was ich meine, der vergleiche das Kapitel „Klassenkampf und Ethik“ im Försterschen Buch über „Christentum und Klassenkampf“ mit Jesu Verhalten dem Proletariat seiner Zeit gegenüber. Oder lieber, er lese, was Lassalle am 20. Juni 1863 dem christlich-sozialen Viktor Aimé Huber schrieb: „Wenn auch nur ein Drittel oder ein Zehntel oder ein Zwanzigstel der Besitzenden wäre wie Sie, so voll Liebe und ehrlichem Wohlwollen für die Sache der Arbeiter und der untern Klassen überhaupt, so uneigennützig und aufopferungsfähig, ja, dann wäre mein Weg der Massenagitation sehr unnötig, und dann würde ich auch nie zu demselben gegriffen haben.“ Das Rohe, Falsche und Schiefe, das in dieser, wie in jeder menschlichen Bewegung ist, kann nicht vom pädagogischen Katheder herab, sondern nur durch ein gerechtes Eingehen auf das Gute und Notwendige in ihr, durch gemeinsame Arbeit und, wenn nötig, durch gemeinsames Leiden überwunden werden.

Doch ich breche ab. Ich will nicht vollständig sein, sondern nur zum Denken anregen. Für mich ist es nicht fraglich, daß die Kirche die Pflicht hat, in die soziale Bewegung mit ihren besondern Gaben einzugehen. Sie bedürfen eine die andere; die Kirche des Sozialismus, um ihre Pflicht an denen, die ihrer am meisten bedürfen, zu tun,

und der Sozialismus der Kirche, um von ihr große Gedanken und ein reines Herz zu bekommen.

F. Sutermeister.

Zum Zentenar Proudhons.*)

„Mir ist gegeben worden, das Gewissen eines ganzen Volkes bis zu einer noch unbekannten Tiefe aufzurütteln.“

„Echte Revolution bedeutet Schöpfung.“

„Majestät, allmächtiges Volk, du verfügst über die Macht und die Zahl. So höre, was ich dir zu sagen habe: solange du nur Macht und Zahl ohne Ideal bist, so bist du nichts.“

„Unsere Bestimmung ist nicht der Genuß.“

Proudhon.

Ernst und würdig, wie es sich für den Meister ziemte, haben beim Beginn dieses Jahres einzelne Anhänger und kleine Kreise treuer Jünger das Gedächtnis Pierre Joseph Proudhons gefeiert. In seiner Heimat herrschen jetzt die Mächte, die er sein Leben lang bekämpft hat, die Diktatur der Majorität und der Götzenkult des Bestehenden unter der Maske der Freiheit und des Fortschritts. So werden ihm dort die Ehren erspart, mit denen die große Laienkirche ihre Heiligen feiert: der offizielle Lärm und die klingende Phrase.

Niemand hätte lieber darauf verzichtet als er selber, der Verächter des glänzenden Scheins und alles aufgeblasenen Wesens, der Patholog der Demokratie in ihrer Degeneration.

Voller Erstaunen wäre für ihn, daß man nun vielerorts seiner gedenkt und ihm die Ehrfurcht zollt, welche denen gebührt, die Menschen mit ihrem Widerspruch gewesen, aber größer in diesem Widerspruch als viele Virtuosen der harmonischen Lebensgestaltung und als solche, die nie auf Irrwege geraten, weil sie die breite, gebahnte Straße nie verließen.

Vielerorts — da, wo von kleinen Minoritäten echte, scharfe Kritik am Bestehenden geübt wird, ohne Pharisäertum, ohne jugend-

*) Proudhon (1809—1865) wurde in Besançon geboren. Nach einer schweren, entbehrungsvollen Jugend wurde er Typograph und später Journalist und Schriftsteller. 1848 war er Abgeordneter des Département de la Seine. Er lebte in Frankreich (hauptsächlich Paris) und Brüssel. Seine Hauptwerke sind: „Das Eigentum“ (1840), die bekannteste seiner Schriften, „Philosophie des Gelds“ (1846), „Bekenntnisse eines Revolutionärs“ (1849), „Gesamtansicht der Revolution im XIX. Jahrhundert“ (1851), „Ueber die Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche“ (1858), „Krieg und Frieden“ (1861). — „Ueber die politische Fähigkeit der Arbeiterklasse“ (nach seinem Tode herausgegeben) bildet sein Testament an die Arbeiter.